

(P.-A. Février). Der zweite Themenkomplex ist mehr geographischer Art und wirft die Frage der Beziehungen zwischen Stadt und Fluß auf. Dem klassischen Beispiel Roms zufolge könnte man glauben, daß der Fluß in der Stadt hauptsächlich die Rolle einer Wasserstraße spielte. Das ist aber in Rom nur in der Blütezeit der Kaiserstadt der Fall gewesen (J. le Gall). In anderen Städten, wie in den Rhonestädten Lyon und Arles (Y. Burnand) oder Vienne (M. le Glay), sowie in den Garonnestädten Toulouse (M. Labrousse) und Bordeaux (R. Etienne), wird mehr deren Funktion als Straßenkreuzungs- und Flußübergangsstellen hervorgehoben. Dieselbe Funktion kam auch dem älteren Rom zu.

Für den dritten Themenbereich wurde den Archäologen vorgeschlagen, dem Bodenrelief der antiken Städte nachzugehen. Aber die wenigsten Referate haben sich mit diesem noch neuen Problem befaßt. J.-J. Hatt streift es mit den stratigraphischen Forschungen, die in Straßburg eine schon in das 17. Jh. hinaufreichende Tradition bilden und in den letzten 30 Jahren systematisch fortgesetzt wurden. J. Mertens hat die gleiche Methode in Alba Fucens und Herdonia (Italien) und H. Cüppers in Trier angewandt. Auch hier hat man schon seit langer Zeit solche Forschungen durchgeführt und in regelmäßig erscheinenden Publikationen veröffentlicht.

Die Zusammenfassung erfolgte durch P.-M. Duval. Er hob hervor, daß die Geographie allein die Wahl der Stadtlage und den Verlauf ihrer Entwicklung nicht erklären kann, denn auch der menschliche Faktor, d. h. die Geschichte spielt dabei eine wesentliche Rolle. Zweitens stellt er heraus, daß zweierlei Forschungen Kontinuitäts- und Diskontinuitätsprobleme in das beste Licht stellen können. Es handelt sich einerseits um die einzelnen Stadtmonographien, andererseits die parallele Erforschung von Fällen gleicher Art. Drittens wird man beide Arten von Stadtverschiebungen berücksichtigen müssen: die plötzlich und radikal erfolgenden, wie auch die langsam und unbemerkt vor sich gehenden. Viertens erscheint schließlich die Stadt eng mit ihrer Umgebung und mit ihrem Hinterland verwachsen.

Victor Saxer

ALDO NESTORI: *Monumentum Fl. Eusebii fatto Ecclesia S. Eusebii presso Ronciglione* (= Studi di Antichità Cristiana 34). – Vatikanstadt: Pontificio Istituto di Archeologia Cristiana 1979. 159 S., 5 Tafeln, 121 Textabbildungen.

Dieses Buch löst im Leser eine interessierte Spannung aus. Er wird auf der Landstraße von Rom nach Florenz nahe bei Viterbo nach Ronciglione zu einer bescheidenen alten Kirche geführt, die den Namen des heiligen Eusebius trägt. Der erste Bischof von Sutri, zu dessen Bereich Ronciglione gehörte, hieß Eusebius. Er nahm an der römischen Synode von Sutri 465 teil. Es ist nicht bekannt, daß er ein Heiliger der römischen Kirche ist. Zur Kirchenanlage von Ronciglione gehört ein Mausoleum, das dem 4. Jahrhun-

dert zugewiesen werden kann. Mit ihm ist eine Inschriftplatte (CIL. 11, 1 Nr. 3203) in Verbindung zu bringen, die als Stifter der Begräbnisanlage einen Flavius Eusebius nennt, der eine ansehnliche Beamtenlaufbahn als Stadtpräfekt und schließlich Statthalter der Provinz Campania aufzuweisen hat. Das Mausoleum erweist sich dem Verfasser als christlich. Es wird zu einem gewissen Zeitpunkt Zentrum der in Rede stehenden Kirche. Wer ist nun der Titelheilige: der Bischof oder der Statthalter oder einer seiner Angehörigen? Im Bildschmuck der Kirche erscheint im 17. Jahrhundert eine Darstellung des heiligen Eusebius als Bischof. Eine Identität ist ausgeschlossen: die des Mausoleumbesitzers (4. Jahrhundert) und des Bischofs von Sutri (5. Jahrhundert). Im übrigen bleibt der Phantasie zu Kombinationen freier Spielraum. Der Legendenbildung boten sich naheliegende Anknüpfungen. Eine der Nachprüfung entzogene Tradition ließ den Heiligen der erstaunlichen Kirchenanlage einen ehrwürdigen Bischof sein.

Aldo Nestori, dem gelehrten christlichen Archäologen und bekannten Katakombenforscher, ging es um Aufhellung der Geschichte des Bauwerks. Anlaß gab die Entdeckung, an der der Pfarrer der Kirche S. Maria della Pace in Ronciglione D. Pacifico Chiricozzi Anteil hatte (S. 70): daß das Presbyterium der Eusebiuskirche tatsächlich ein ganzes regelrechtes Mausoleum sehr alter Zeit ist. Die Darstellung des Buches geht aber nicht von dieser Erkenntnis aus. Der Autor wählt eine pädagogische Methode und beteiligt den Leser an der Rückgewinnung des zugrundeliegenden basilikalischen Grundraumes. Auf solche Weise empfängt und behält die Darstellung ihre Spannung, und man folgt lebhaft den Untersuchungen.

Da taucht gleich am Portal als Türschwelle ein auf den Kopf gestelltes Stück eines römischen Marmorsarkophags (Abb. 14) auf. Reste von Figuren sind erkennbar. Man denkt an Überbleibsel eines Exemplars der römischen dionysischen Sarkophage oder der Meerwesensarkophage. Mir scheint eine Herkunft aus dem klassizistischen 2. Jahrhundert wahrscheinlicher als eine solche aus dem 3. Jahrhundert (S. 27). Vor der Kirche steht ein anderer schwerer Gesteinssarkophag einer Claudia Longina (Abb. 3, 12, 13), die der Verfasser als Nichtchristin erklärt, da der Name in den ersten 6 Bänden der „Inscriptiones christianae Urbis Romae“ nicht begegnet. Der zuerst genannte Sarkophag sowie D M (Dis Manibus) auf dem zweiten reichen für seine Vermutung voll aus; eines schwachen ‚argumentum e silentio‘ bedarf es nicht (weshalb eigentlich hätte denn nicht auch eine Christin Claudia Longina heißen können?). Eine alte Friedhofsumwelt ist an der Eusebiuskirche deutlich spürbar und sichtbar.

Im Innern der Kirche kommt aus Reparaturen nach entstandenen Schäden, aus Erweiterungen und Hinzufügungen eine dreischiffige Anlage zum Vorschein, deren Grundriß Taf. IV zeigt: zwei Zungenwände am Eingang, die in Halbsäulen enden, dann je drei Interkolumnien zwischen je zwei Säulen und zu ihren Seiten. Das vordere Interkolumnium schließt

wieder mit einer Halbsäule, hinter der auf beiden Seiten des Mittelschiffes wieder Wände stehen, die das Presbyterium umschließen, vorn hoch, dann unter einem Bogen mit hoher Querwand tief nach hinten führend. Das Presbyterium ist von hinten umschlossen und läßt zur Kirchenrückwand hin den Umgang frei.

Den Kapitellen widmet der Verfasser eine minutiöse Beschreibung (S. 35–50) mit guten Fotografien, die wie fast alle Abbildungen des Buches sein Sohn Giorgio Nestori gemacht hat. Ein Datierungsversuch für die variabel, dekorativ und figürlich geschmückten Kapitelle unterbleibt zunächst, was einen verwundert. Der Autor weist aber nachdrücklich auf die für ihn sich ergebende Übereinstimmung des Grundrisses mit den großen römischen Coemeterial-Basiliken hin, die Apsiden in der Breite ihres Mittelschiffes und um die Apsis herumgeführte Seitenschiffe haben. Es ist die oft besprochene und eingehend von *Fr. W. Deichmann* und *A. Tschira* (in: Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts 72 [1957] 45 ff.) erörterte Form, wie sie die Basilika der Heiligen Petrus und Marcellinus oder die Apostelkirche S. Sebastiano in Rom zeigen.

Ich muß gestehen, daß ich an diesem Punkt der Untersuchung (S. 63), ohne noch des Verfassers Geheimnis von dem im Presbyterium verborgenen Mausoleum zu kennen, nicht auf den von ihm gegebenen Vergleich gekommen wäre, sondern auf die viel einfachere, schlichte und sachlich übereinstimmende Parallele jener frühen Kirchen, die außen keine Apsis haben und deren Presbyterium einen Umgang zur Rückwand der Kirche hin frei läßt (s. *G. C. Menis*, *La Basilica Paleocristiana nelle diocesi settentrionali della metropoli d'Aquileia* [1958] 204 Abb. 60). Schon das Fehlen der Biegung in den Seitenschiffen zum Zwecke ihres Zusammenschlusses behindert den Vergleich mit den halbkreisförmigen Abschlüssen der großen römischen Kirchen. Es sind schlichte lokale Gestaltungen, von denen mir die Peterskirche auf dem Kirchbühl von Lavant (Osttirol) (*F. Miltner*, in: Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Instituts 40 [1953] Beiblatt 15–92 Abb. 22) durch Autopsie besonders gegenwärtig ist. Wir gelangen hier zu gemäßen Größenordnungen äußerlich und dem Sinne nach; und dabei handelt es sich in Lavant doch um einen Bischofssitz. Es lohnt nachzulesen, was der Ausgräber Franz Miltner dort ermittelt hat: auf Spuren des Heidentums eine frühchristliche Kultstätte, einheimische Gräber und zuletzt die Kirche. Bei aller Nähe zu Rom – für die Eusebiuskirche von Ronciglione gibt Rom nicht die passenden Vergleiche.

Doch endlich das Mausoleum (monumentum Fl. Eusebi) (S. 64 ff.; sauber herauskristallisiert [Abb. 83]; sein Platz im Kirchenraum sinnfällig verdeutlicht in Abb. 80). Es ist beachtlich, was herauskommt: die Datierung, auch von der Inschrift her, in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts wird man akzeptieren. Drei Gemälde des Mausoleums bereichern die frühchristliche Ikonographie. Eine Darstellung von Maria bei Elisabeth war bisher

aus dem 4. Jahrhundert nicht bekannt (erst im 6. Jahrhundert in Elfenbein an der ravennatischen Maximianskathedra und gemalt erst im 7. Jahrhundert in der Valentin-Katakombe in Rom: *A. Nestori*, Repertorio topografico delle pitture delle catacombe romane [Vatikanstadt 1975] 1 Nr. 1). Daß Heilige schon im 4. Jahrhundert mit Nimbus dargestellt werden und nicht erst im 5. Jahrhundert, wie seit Wilpert gemeint wurde, wird nach *A. Ferruras* Nachweis für die Commodilla-Katakombe (RivAC 34 [1958] 40 f.) hier erneut bestätigt. Weniger gesichert als das Bild von Maria und Elisabeth sind die Darstellung der Geburt Jesu mit Krippe und die Darstellung des Jesuskindes vor dem greisen Simeon im Tempel (S. 116 f.). Die Abfolge hätte thematische Folgerichtigkeit für sich. Aber man kann doch wenig erkennen.

Gespannt wartet man beim Lesen auf die Datierung der Kapitelle, die S. 35–50 einzeln vorgeführt wurden. Die Datierung erfolgt schließlich S. 146–148. Vergleichsmaterial findet sich nur in der Diözese Spoleto. Die Stücke sind hauptsächlich ins 8. Jahrhundert datiert.

Dies ist die große Enttäuschung. Die Einordnung des Mausoleums in einen Kirchenbau ist erst so spät faßbar. Hier muß noch einmal, weil der Vergleich anspruchsvoll angesprochen wurde (S. 63), auf die römischen Coemeterialbasiliken mit umlaufenden Seitenschiffen eingegangen werden. Gerade die umlaufenden Seitenschiffe sind doch ihr uns aufgegebenes Problem. Man verbindet die Beschreibung mit dem Begriff der Friedhofskirche auf eine Weise, als käme hier etwas sinnfällig verständliches Sepulkrales zum Ausdruck. Dies ist aber überhaupt nicht der Fall, wie *Deichmann* und *Tschira* (a. a. O. 92 ff.) gezeigt haben. Nirgendwo haben die bezüglichen Gräber eine zentrale oder axiale Lage. Die Kirchenbauten tangieren die Gräber; es entsteht eine Dialektik von Kirche und Grab, aber – jedenfalls einstweilen – keine architektonische Integration des einen in das andere. Sonst könnte man vielleicht sagen: die Umläufe der Seitenschiffe hätten vergleichsweise eine Funktion wie später die Ringkrypten (oder viel früher nicht als Krypta, sondern fußbodengleich der Umgang im Zeustempel von Olympia, der es möglich machte, die thronende Zeusstatue auch von hinten zu bewundern). Wenn die Eusebiuskirche umlaufende Seitenrundgänge hätte und die Erbauung der Kirche um das Mausoleum schon im 4. Jahrhundert erfolgt wäre, dann hätte man einen Ansatzpunkt, neben den Argumenten von *Deichmann* und *Tschira* (a. a. O. 92 ff.) einen solchen entscheidenden Sachverhalt mitzubedenken und den ganzen Fragenkomplex neu anzugehen. Aber ein solcher Befund wird gesucht und nicht gefunden. Die diesbezügliche Entwicklung in kreuzarmigen Basiliken ist etwas anderes und wird hier nicht berührt (s. *H. Hörmann*, in: Forschungen in Ephesos 4 [1951] 179). Der Trierer Kernbau im Dom (Aus der Schatzkammer des Antiken Trier. Festgabe 1801–1951 [1951] 47 Abb. 1) entfällt als Vergleichsstück, weil es sich um keine fortführende architektonische Gestaltung,

sondern um eine Initiativmaßnahme des 4. Jahrhunderts zur Erstellung eines Reliquien-Ziborismus handelt.

Ein im skizzierten Zusammenhang erwähnenswertes Beispiel kenne ich aus der Laurentius-Basilika in Lauriacum (Enns-Lorch, Oberösterreich). Der ausgegrabene frühchristliche Befund, dessen abschließende Publikation leider immer noch aussteht (allgemeine Orientierung s. in Schnell, Kunstführer Nr. 1122 [1978] S. 9–11 mit Abbildungen auf S. 2 und 3), zeigt in einer 3. Phase die Einrichtung einer Ringapsis mit Schauöffnung auf den „Lorcher Reliquienschatz“, der seit der 1. (um 375 entstandenen) Anlage eine wechselnde Plazierung gehabt hatte. Auch hier werden wir also in die Spätzeit, nach von anderen vermuteter Ansicht in die karolingische Epoche geführt. Ich halte ein früheres Datum für möglich. Aber über das 6. Jahrhundert, in dem die Ringkrypta von St. Peter in Rom entstand, gelangen wir nicht zurück; wir bleiben in der Zeit nach dem heiligen Severin (s. a. a. O. S. 10). Die axiale oder zentrale architektonische Einbeziehung einer memorialen Anlage in eine Basilika folgt erst spät zentralräumlichen Vorbildern, die früh begegnen. Zu ihnen gehören auch Basiliken mit Querschiff. Reine Langhauskirchen klären im Altertum bei Berührung mit festen Memorialstätten ihr gegenseitiges Verhältnis in variabler Weise dialektisch-antithetisch, nicht das Denkwürdige in den Raum einbeziehend, sondern die Gegenstellung betonend. Das Mausoleum im basilikalen Kirchenraum ist, in diesem Entwicklungsgang vom Altertum her gesehen, spätzeitlich.

So tritt das schlichte Denkmal von Ronciglione in seinen lokalen Bereich zurück und ist nicht geeignet, die großen weltgeschichtlichen Probleme der frühchristlichen Baukunst lösen zu helfen. Nestoris Buch hat dennoch seinen großen Wert für die Landschaft, in der die Kirche steht, für die Gemeinde, zu der sie gehört, und durch die Eindringlichkeit seines Bemühens. Zum schönsten Ergebnis, das hier bisher nicht zur Sprache kam, gehört das Abendmahlbild an der linken Seite des Hauptschiffes in Höhe des Presbyteriums, eine romanische, byzantinisch anmutende Malerei vom Ende des 11. oder Anfang des 12. Jahrhunderts. Die Gestalten, in der Größenordnung von Christus bis Judas abgestuft, Judas ausgesondert, die Handgesten der in der Eucharistie mit Christus verbundenen Apostel, die Gaben Brot, Kelche, Fische, die signifikanten Farben dunkelrot, himmelblau, gelb, rosa, grün: hier triumphiert auch an schlichter Stätte in gleicher Größe wie in den großen kirchlichen Bauschöpfungen der das Altertum überwindende Gedanke, der schließlich die Gräber heimholte und einbezog in den Gemeinde-raum des himmlischen Jerusalem. Dieses Erlebnis ist substantieller als ein Mausoleum, dessen Namensträger seine Konturen verlor. Vielleicht ist gerade diese Erkenntnis in unserem wissenschaftlichen Bemühen eine unverächtliche Frucht. Was wir beim Forschen herausbringen, kann uns bereichern. Was wir nicht herausbringen, kann uns auch bereichern. Das vorliegende Buch bereichert uns durch beiderlei Einsichten. Josef Fink